

Das Haus der Geschichte Baden-Württembergs *Gottfried Korff*

Es ist ohne Frage zu begrüßen und verdienstvoll, wenn eine Landesregierung ungefragt und unaufgefordert, in engagierter Weise und in ambitionierter Absicht die Initiative ergreift zur Gründung eines Instituts, welches sich die Beförderung historischen Bewußtseins und die kritische Darstellung auch aktueller politischer Themen zum Ziel nimmt. Dies ist um so anerkennenswerter, als mit solch einer Einrichtung auch hierzulande neue Wege in der Begegnung mit der Vergangenheit besritten werden sollen, nämlich – so der Ministerratsbeschuß vom 1. Oktober 1984 – *anhand von Anschauungsmaterial* zum besseren Verständnis der *Geschichte Baden-Württembergs* beizutragen, damit also eine Form der historischen Didaktik gewählt wird, die über die curricular-schmalbrüstige Art des Geschichtsunterrichts in Schule und Seminar beherzt und unkonventionell hinausgreift.

Stuttgarter Staufer-Ausstellung

Die großen historischen Ausstellungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß im Stil der unterhaltenden Belehrung und der belehrenden Unterhaltung Auseinandersetzungen mit wichtigen Fragen, Feldern und Phasen der deutschen und europäischen Geschichte möglich sind. Auseinandersetzungen, die zum Teil zu einem Perspektivenwechsel im allgemeinen historischen Bewußtsein, zur Bildung neuer Identitätskerne unserer staatlichen und regionalen Orientierungssysteme, zur Neubewertung unseres Verhältnisses zur Vergangenheit überhaupt geführt haben: Die *Tendenzen der 20er Jahre* in Berlin 1978, die 20er-Jahre-Ausstellung in München 1980, die Stuttgarter Staufer-Ausstellung, mit der der Reigen politisch angesetzter südwestdeutscher Landesausstellungen begann, sicher auch die Preußen-Ausstellung 1981 in Berlin, die, folgt man der Frankfurter Allgemeinen Zeitung,¹ den Anstoß für die Errichtung eines Deutschen Historischen Museums in Berlin, über welches gerade allerorten und nicht ohne Heftigkeit diskutiert wird,² gebildet haben soll. Ausstellungen und Museen, daran besteht kein Zweifel, haben dem Nachdenken über Geschichte Stoff und Richtung gegeben; mit dem Mittel der Anschauung haben sie vermocht, auch ein breites Publikum an die Diskussionen über neue Geschichtsbilder und Geschichtsinterpretationen heranzuführen. Die großen historischen Ausstellungen waren stets der Kern einer allgemeinen, in den Medien

und der Öffentlichkeit geführten Auseinandersetzung. Die Klage über eine Geschichtsverdrossenheit geht heute keinem mehr so leicht über die Lippen; anstelle der noch vor wenigen Jahren beklagten Geschichtsvergessenheit ist eine wahre Geschichtsbesessenheit getreten, eine Geschichtsbesessenheit, für die letztlich auch jenes Unternehmen ein Beispiel bietet, über das seit einiger Zeit in Stuttgart diskutiert wird: das «Haus der Geschichte Baden-Württembergs».

«Häuser» – Ausdruck einer Geschichtspolitik

Bei den Erfolgen der letztjährigen großen historischen Ausstellungen und dem Zulauf, den kulturhistorische Museen in den letzten Jahren stets registrieren konnten, kann es nicht verwundern, wenn auch die Kultur- und Bildungspolitik sich diesen Medien zuwendet und Institutionen gründen will, mit denen – ich gebrauche einen Ausdruck, der kürzlich auf dem Trierer Historikertag geprägt wurde – *Geschichtspolitik*³ betrieben werden kann. Diese Einrichtungen, die sich in Ermangelung einer Sammlung und eines Auftrags verschämt und hilflos «Häuser» zu nennen haben, werden als gleichermaßen pflegeleichte und effektive Sinn- und Identitätsstiftungs-Zentralen angesehen, Einrichtungen, die mit Zwei-D-Mitteln erreichen sollen, was Ausstellungen und Museen nur mit großer Mühe und unter Aufbietung ihrer kunst- und kulturhistorischen Sammlungen zu leisten imstande sind. Über das, was mit den Zwei-D-Mitteln gemeint ist, wird ebenso zu sprechen sein wie über die Unangemessenheit des Vergleichs dieser Häuser mit den bestehenden Museen, Sammlungs- und Ausstellungseinrichtungen.

Es ist in diesem Zusammenhang übrigens nicht wenig erstaunlich, daß das gleiche Gremium, eben der Ministerrat, welcher mit dem «Haus der Geschichte Baden-Württembergs» das historische Bewußtsein der Landeskinder prägen und stärken will, sich erst vor wenigen Monaten gegen Neugründungen im Museumsbereich ausgesprochen und mit Entschiedenheit den *Wildwuchs* in der Museumslandschaft beklagt hat.⁴ Dies erstaunt um so mehr, als die als *Wildwuchs* diskreditierten Tendenzen gerade als das lebendigste Zeichen für das angesehen werden können, was das Stuttgarter Haus für Geschichte als eines seiner zentralen Ziele sich vorgenommen hat, nämlich die besondere Struktur und kulturelle Viel-

falt Baden-Württembergs deutlich zu machen und auf die Verbundenheit der Menschen mit ihrer Geschichte hinzuwirken. Das, was zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenem Anlaß aus dem Ministerrat verlautet, klingt also nicht widerspruchsfrei; eine innere Logik läßt sich allenfalls insofern ausmachen, als mit der geplanten Staatsgründung der Wildwuchs konterkariert werden und an dessen Stelle, im Sinne der erwähnten *Geschichtspolitik*, historisch konsistente Sinnstiftungsstrategien treten sollen.

Berlin, Bonn, München, Stuttgart

Geschichtspolitische Interventionen dieser Art lassen sich auch anderswo nachweisen, und so stellt das Stuttgarter Haus sich selbst in eine Reihe mit den Gründungen in München, Bonn und Berlin. Der aufmerksame Beobachter wird indes Parallelen kaum erkennen können: das geplante Berliner Museum – es nennt sich als einziges in dieser Reihe Museum – ist in der Tat ein richtiges nationales Geschichtsmuseum, in Symmetrie zum Zeughaus-Museum auf der anderen Seite der Mauer gedacht. Jedenfalls ist es so in Wille und Vorstellung des Initiators, des Bundeskanzlers, und der Planungsbeauftragten.⁵ Wieweit dieses Geschenk des Kanzlers an die Berliner aus Anlaß der 750-Jahr-Feier tatsächlich ein Institut des Sammelns, Forschens und Ausstellens sein wird, ist präzise erst zu beantworten, wenn Museumsfachleute dazu befragt worden sind – das soll in den nächsten Monaten geschehen. Eines jedenfalls ist klar: authentisches, originales Material steht im Mittelpunkt des Berliner Bemühens – anders als hier in Stuttgart, wo überwiegend nach dem Zwei-D-Prinzip verfahren werden soll.

Jedoch auch Vergleiche mit München und Bonn scheinen unzutreffend. Das Haus der Bayerischen Geschichte in München⁶ ist kein Haus, sondern ein Apparat, ein Stab – ein Stab von Mitarbeitern, welcher Wechselausstellungen zu jeweils aus heutiger Sicht relevanten Themen veranstaltet: Max Emanuel, die Wittelsbacher, Industriegeschichte – große historische Ausstellungen, die bisher stets auf großes Interesse bei einem nicht nur bayerischen Publikum stießen. Das Haus für Bayerische Geschichte macht also Themenausstellungen mit originalem Material, mit authentischen Relikten der Vergangenheit, die auf Zeit von den bestehenden Sammlungen und Museen zur Verfügung gestellt werden. Hervorgehoben werden muß die starke kunst- und kulturhistorische Zentrierung der Münchner Einrichtung.

Anders ist das geplante Haus in Bonn, welches die

Geschichte der Bundesrepublik darstellen soll und solcherart eine primär zeitgeschichtliche Ausrichtung hat. Das Bonner Unternehmen will die Vorgeschichte und das Werden der Bundesrepublik in politik-, gesellschafts- und kulturgeschichtlicher Perspektive dokumentieren; es wird also nicht nur das politische System unseres Staates erklärt, sondern es sollen auch Einblicke in die historisch wechselnden Kulturphysiognomien der bundesrepublikanischen Nachkriegsgeschichte gegeben werden – vermittelt eines Dokumentationsprinzips, das nicht nur auf Flachware und Lesetapeten setzt, sondern das in breitem Maße auch die Ding- und Bildwelt der 50er, 60er und 70er Jahre berücksichtigt, für die erfreulicherweise eine eigene Sammlung zur Gegenwartskultur angelegt werden soll.

Leselast vor die Schaulust:

Politikgeschichte nicht ausstellbar

All dies, lese ich die Planungsentwürfe richtig, will das Stuttgarter Haus nicht. Zwar fehlt es nicht an Hinweisen, die gegen die Flachware und für den Originalgegenstand und für das Prinzip der Inszenierung plädieren, wie das heute zum guten Ton der Museumsplaner gehört; aber liest man die Ausarbeitungen zu den Themen, so ist doch von Flachware und Texten viel, von Objekten aber wenig die Rede.⁷ Ich lese von Lithographien und Plakaten, von Statistiken und Grafiken, von Karten und Karikaturen, von Videofilmen und *Leuchttafeln mit Ergebnissen*, was immer das sein mag; und wenn dann einmal von Objekten die Rede ist, dann sind es Gegenstände, wie sie in jedem zweiten Heimatmuseum in Baden-Württemberg zu sehen sind: der Webstuhl und die Fasnachtsmaske. Es ist wie so oft bei derartigen Unternehmungen; es wird vom grünen Tisch der Historiker aus geplant, es werden übergreifende historische Informationssysteme erstellt – und die Veranschaulichung, die Visualisierung, bleibt auf der Strecke.

Man braucht sich nur einmal die nach Inhalt und Medien unterteilten Formblätter der Ausarbeitungen zu den Themen anzusehen: links die Inhalte, rechts die Medien. Die linke Spalte ist voller historischer Lehr- und Merksätze, voller Stichworte; rechts – bei den Medien – ist jedoch Luft, viel Luft; und was notiert ist, klingt rührend in seiner Hilflosigkeit und seiner Betulichkeit: *Grafiken mit einheitlichem Grundraster für die einzelnen Zeitstufen und Indikatoren – Konkretisierungen an nacherlebbar Beispielen – Bevölkerungsdichte im Modell – Sitzordnung des Plenums simulieren*. Ich zitiere das nur deshalb so ausführlich, um daran die Frage anzuknüpfen, die als Problem im

Planungsbericht vom 1. September 1986 genannt ist, ob nämlich mit diesen Medien, mit diesen Veranschaulichungstechniken, die die Autoren empfehlen, tatsächlich die *vornehmlich jungen Menschen* angesprochen werden können, tatsächlich auch für erwachsene Besucher Informatives und Interessantes geboten werden kann.

Ich habe Zweifel, ob bei diesem Konzept, das schon in seinem jetzigen Planungsstadium erkennbar die Leselast vor die Schaulust stellt, die erwünschten attraktiven Wirkungen erzielt werden können. Daß in diesem Haus, allen guten Absichten zum Trotz, die Leselast vor der Schaulust rangiert, hat strukturelle Gründe: einmal liegt dies am Überwiegen der Politikgeschichte in Form der Verfassungs- und Institutionsgeschichte und – damit zusammenhängend – am schon erwähnten Zwei-D-Prinzip. Selbst Michael Stürmer, einer der Ideenlieferanten für die jetzige Form des Berliner Museums, hat klipp und klar festgestellt, Politikgeschichte kann man nicht ausstellen;⁸ und er hat deshalb für eine breitere kulturgeschichtliche Orientierung des Berliner Unternehmens gesorgt. In diesem Punkt, und nur in diesem, stimme ich mit Stürmer überein, der durch seine eigenen sachgeschichtlichen Forschungen die Chancen, Möglichkeiten, aber auch Gefahren der Kulturgeschichte in musealer und ausstellungsgemäßer Aufbereitung kennt. Per Anschauung verfahren die Geschichtsübermittlung hat eine natürliche Nähe zur Kulturgeschichte, zur Symbolgeschichte des Dinglichen und der Kunst. Die Politikgeschichte hat es schwieriger, weil ihre Verlaufsformen auf der Ebene von Ideen, Entscheidungen und Beschlüssen angesiedelt sind.

Das Tafelgemälde der Ratssitzung des Grafen Eberhard des Mildes im Württembergischen Landesmuseum zeigt die politischen Probleme bei der Ausbildung demokratischer Verfassungsformen im 15. Jahrhundert ebenso wenig, wie eine Fotografie des Shakehands von Reagan und Gorbatschow in Reykjavik den Stand der Bemühungen um internationale Friedenssicherung wiedergeben kann. Die Vermittlung von Politikgeschichte bleibt in Museen und Ausstellungen also stets blaß und dürftig, weil anschauliche Objekte eo ipso fehlen. Das führt dazu, daß die Bedeutung und Wichtigkeit von einzelnen Ereignissen, Prozessen und Zusammenhängen durch die suggestive Textgestaltung hergestellt werden muß; was wiederum der Grund dafür ist, daß Präsentationen dieser Art nicht nur merksatzbildend und solcherart indoktrinierend wirken, sondern auch, daß Ausstellungen dieser Art in ihrem argumentativen Textpathos nur noch durch die Design-Langeweile überboten werden.

Zwei-D: Zweidimensionalität sowie Didaktik und Design

Damit bin ich beim Zwei-D-Prinzip. Es meint natürlich die Zweidimensionalität der Flachware – ich zähle unter 129 Visualisierungsvorschlägen nur 7 veritable Objekte, das sind aber immerhin fast 5%. Zwei-D meint aber auch die für das hier zu diskutierende Projekt fragwürdige Allianz von Didaktik und Design. Zwei-D: Didaktik und Design – diese Kombination rückt die museale Geschichtspräsentation in aller Regel in die Nähe zu einer Ästhetik, die den Charme eines Dentallabors hat, doch von der faszinierenden Fremdheit und Anmutsqualität der historisch-authentischen Bildwelten nichts verspüren läßt. Didaktik und Design stehen stets in Gefahr, die Geschichtspräsentation zur geschmacklerischen Pauk-Schau zu machen. Ob man so die Besucher, die jugendlichen und die erwachsenen, zu historischem Lernen und Begreifen, was ja erst einmal Hinsehen und Dechiffrieren ist, animiert, dessen bin ich mir nicht sicher, auch wenn das Design aufgepeppt und aufgemotzt ist. Auch wenn die Volksabstimmungs-Ergebnisse von 1951 in Psychedelic Saturday Night Light über eine Leuchttafel flimmern, ist es mit der Gestaltungs-Attraktivität so eine Sache: Wie schnell veralten die Jugendmoden und die ästhetischen Stile der jeweils imponierenden Designwellen. Über Design und Didaktik, selbst über eine Didaktik des Spiels und der aktivierenden Eigentätigkeit, wie es das Papier vom 1. September 1986 vorschlägt, ist jene Attraktivität beim Besucher nicht zu erzielen: jeder Tischfußball im heimischen Gmünd, jeder Flipper im heimischen Isny bietet mehr an Motivation als der modo historico einggerichtete technische Medienapparat in dem geplanten Stuttgarter Lehrraum – Leerraum, je nachdem: mit h, was den didaktischen Impetus anbetrifft, mit Doppel-e, was die authentischen Dingwelten anbetrifft.

Die historischen Ausstellungen der letzten Jahre «Staufer», «Preußen», «Die Stadt» in Braunschweig, «Industrie und Leben» in Nürnberg und Augsburg, sie alle haben, und darin lag ihr zum Teil enormer Publikumserfolg, sich nicht auf das Zwei-D-Prinzip eingelassen, sondern sie haben auf das Prinzip der authentischen Objekt-Präsentation gesetzt, die auch Mittel der Inszenierung als Mittel der Interpretation und Deutung nicht scheute. Sie haben ihre Präsentation kompromißlos als begehbares Lernambiente aufgebaut, nicht mit Mitteln des Design, sondern mit den raumgreifenden Mitteln der Architektur und der bühnenhaften Environments gearbeitet, um die dreidimensionalen Objekte aus der

historisch-authentischen Dingwelt zu räumlich nahen, aber historisch fremden Hilfen der Begegnung mit der Vergangenheit zu machen. In einer Welt, die von der second-hand-Erfahrung, von der nur medialen, mittelbaren Information lebt, ist die Konfrontation mit dem authentischen, originalen Objekt das Erlebnis, welches Neugierde, Fragen und Aha-Effekte freisetzt.

Museen und Ausstellungen präsentieren originales Geschichtsmaterial

Genau da scheint das Mißverständnis der geplanten Stuttgarter Einrichtung zu liegen: man will, ermutigt durch die Erfolge der publikumswirksamen Ausstellungen, mit den Mitteln der Anschauung historische Lernimpulse intensivieren, übersieht aber dabei, daß die Wirkungen der Museen und Ausstellungen von ganz anderen Präsentationsbedingungen ausgingen: nicht von den technischen Medien, sondern von der ästhetischen Anmutung, von der sinnlichen Qualität des originalen Geschichtsmaterials, der authentischen materiellen Geschichtsüberlieferung, die als Kontrasterlebnis zur Erfahrungsform der Mediengesellschaft wahrgenommen wurde, als Kontrasterlebnis auch zu anderen Formen der Geschichtsvermittlung.⁹ Das geplante Haus für Geschichte Baden-Württembergs in Stuttgart, so scheint es, will sich diese Erfolge zu eigen machen, jedoch mit den reduzierten Methoden der Geschichtsdidaktik und des Geschichtsdesign, welches die Authentizität über den Leisten der erfahrungsuniformierenden Medialität schlägt. Die Ausstellung und das Museum, Institutionen, die einst und immer noch in ihrer Wirkung vom Dreiklang des *Ergötzens, Belehrens, Befreiens* – so ein Titel Hartmut von Hentigs¹⁰ – bestimmt waren und sind, werden designmäßig moduliert und curricular gezähmt: domestiziert im wahrsten Sinne des Wortes – fürs Haus der Geschichte zurechtgemacht. Orientierungshilfe bot hier, das zeigt der Planungsbericht vom Juli 1986, wie andernorts auch, das Museum der Diaspora in Tel Aviv, das jedoch – in den 70er Jahren aufgebaut – ganz anders intendiert ist. Es präsentiert keine Originale, weil es diese nicht mehr gibt – es zeigt nämlich die Geschichte der Juden in aller Welt, eben in der Zerstreuung, in der Diaspora, als tragische Wechselbeziehung zwischen Erfolgs- und Verlustgeschichte israelitischer Kultur –, eingerichtet als glanzvoller «new look on jewish history» zur Herstellung staatlich-kultureller Identität im jungen Staat Israel. Dokumentiert wird der jüdische Anteil an der Weltkultur – unter dem Aspekt der Leistung und Vernichtung. Da gab es

keinen anderen Weg als den der modellhaften Rekonstruktion in einer in der Tat brillanten Präsentationstechnik (der Gründungsdirektor war im übrigen ein Theatermann und kein Historiker): mit der Kunst, den Kunstmöglichkeiten der 70er Jahre sollte die vieltausendjährige Geschichte des Judentums in aller Welt nachgestellt werden.¹¹

Ludwigsburg und Rastatt:
historisches Lernen vor Ort

Das Stuttgarter Haus indes wird in einer anderen Situation und in eine andere Situation hineingeplant. Es gibt hinreichend Museen und Sammlungen,¹² in denen die Geschichte und Kultur des Landes, der Region dokumentiert sind; und die Modelle, die gebaut werden sollen, würden en miniature die erhaltene Wirklichkeit in erlebnisarmer Form nachbilden. Ludwigsburg als Herrschaftszentrum des Ancien Régime liegt vor den Toren, der Asperg als Symbol absolutistischer Willkür ebenso, Karlsruhe ist eine Autostunde entfernt, und Rastatt – mit einer eindrucksvollen Ausstellung zur demokratischen Bewegung Südwestdeutschlands – ist in anderthalb Autostunden zu erreichen: historisches Lernen vor Ort ist gegeben mit der Möglichkeit überdies, die strukturelle und kulturelle Vielfalt des Landes prima vista, in erlebnisdichter Form, per Anschauung eben kennenzulernen. Baden-Württemberg ist gerade in dieser kulturellen Vielfalt mit sich selbst identisch; und diese erlebbare Vielfalt ist möglicherweise identitätsstiftender als ein didaktisches Kondensat der Landesgeschichte und Landeskultur, ein Kondensat, welches blaß und blutleer, dürftig und dürr zu werden droht.

Gewiß, bei diesem historischen Schülertourismus mögen die rational-analytischen Formen der Geschichtserkenntnis zu kurz kommen, aber dies ist ja doch auch die Frage bei einem Haus, das primär aus einer affirmativen Identität seinen Zuschnitt bezieht und diese durch medial-modische Geschichtsanimation sicherstellen will. Was angestrebt ist und zum augenblicklichen Zeitpunkt in der Planung sich herauschält, erinnert eher an eine Mischung aus Ploetz und Tourismusbörse, von der Präsentationsdidaktik her eher an die Leistungsschau einer Bäder-Verwaltung denn an die kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte des eigenen gesellschaftlichen Milieus, des eigenen politischen Systems, der eigenen Region.

Es fragt sich, ob die vorgestellte Aufgabe des Hauses nicht von schon bestehenden Institutionen wie der Landeszentrale für Politische Bildung, gäbe man ihr Raum, Mittel und Personal, und wie einzelnen

schon bestehenden Museen¹², gäbe man ihnen Raum, Mittel und Personal, mit größerer Kompetenz und größerer Effektivität wahrgenommen werden könnte. So wie die Planungen sich darbieten, besteht die Gefahr, daß das Gegenteil von dem, was gewollt ist, erreicht wird: nicht Geschichte näher

bringen per Anschauung, sondern das *Allmähliche Verschwinden der Wirklichkeit*¹³ in einem medialen Zwei-D-Komplex – im Grunde ein Programm gegen jene sinnlich-plausiblen Lern- und Erfahrungsformen, um die die historische Orientierung durch die geplante Einrichtung bereichert werden soll.

Anmerkungen

1 FAZ vom 15. August 1981 (Leitartikel). Vgl. dazu auch Gottfried Korff: Forum statt Museum. In: *Geschichte und Gesellschaft* 11 (1985), S. 244–251.

2 Dazu zusammenfassend Hans Mommsen: Suche nach der «verlorenen Geschichte»? In: *Merkur* 451/452 (September/Okttober) 1986, S. 864–874 und – ebenfalls bilanzierend – Jürgen Habermas: Vom öffentlichen Gebrauch der Historie. In: *Die Zeit* vom 7. November 1986.

3 Ulrich March: Geopolitik, Marktpolitik, Außenpolitik. In: *Die Welt* vom 13. 10. 1986.

4 Südwestpresse vom 18. 6. 1986. Die Klage über den «Wildwuchs» bezog sich auf die «Bestandsaufnahme» der Museen in Baden-Württemberg, die mittlerweile unter dem Titel «Museumskonzeption Baden-Württemberg» in der Schriftenreihe des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg zur Bildungsforschung, Bildungsplanung, Bildungspolitik «Bildung in neuer Sicht» Nr. 49 (Juli 1986) veröffentlicht worden ist.

5 Konzeption für ein «Deutsches Historisches Museum», hg. vom Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau als Beauftragter für die kulturellen Vorhaben in Bonn und Berlin, Bonn im Mai 1986.

6 Vgl. dazu «Jahresbericht 1985», hg. vom Haus der Bayerischen Geschichte, München, Redaktion: Manfred Treml.

7 Der Vorwurf, den Henri Nannen in seiner Stellungnahme zu den Bonner Planungen formuliert hat, daß nämlich in diesen mit Flachware operierenden «Museumsarchiven bzw. Archivmuseen . . . Frust, Überdruß und Langeweile» sich einstellten, muß angesichts der Stuttgarter Entwürfe in aller Drastik verstärkt werden. Vergleicht man die Vorhaben beider Unternehmen zum gegenwärtigen Zeitpunkt, dann stellt sich Bonn als ein Ausbund von Anschaulichkeit dar.

8 So auf der Jahrestagung des Deutschen Museumsbundes in Mainz am 21. Mai 1984.

9 Genau diesen Effekt hat der Ministerpräsident des Landes, Lothar Späth, erkannt, wenn er anlässlich der Eröffnung der Toulouse-Lautrec-Ausstellung in Tübingen am 7. November 1986 darlegte, daß Ausstellungen und Museen mit ihren Angeboten «Kontrasterlebnisse zu Erfahrungsformen in der Mediengesellschaft» und deshalb «unverzichtbar wichtig» seien. Es ist schwer verständlich, daß Überlegungen dieser Art bei den Entwürfen des Ministeriums für Kultus und Sport zu einem Unternehmen, das sich primär an Jugendliche wenden will, überhaupt keine Rolle gespielt haben. Die bisherigen Ministeriumspapiere wirken völlig anämisch und phantasiearm, was um so mehr erstaunt bei einer Verwaltung, welche sonst nicht müde wird zu betonen, sie sei besonders nah am Puls der Zeit und am Ohr der Bürger, und welche sich sonst im «Kult der Unmittelbarkeit» von nichts und niemanden übertreffen lassen will. Es war schon verwunderlich, daß die beim Hearing am 23. Oktober 1986 geladenen Kollegen aus Bonn und München das Fehlen der «großen Namen» beklagten: wo sind Schiller, Uhland, Hauff, Hebel, Auerbach, Hesse, Heuss und und und.

10 Hartmut von Hentig: *Ergötzen, Belehren, Befreien. Schriften zur ästhetischen Erziehung*, München 1985.

11 Beth Hatefutsoth: *The Nahum Goldmann Museum of the Jewish Diaspora*, Tel Aviv 1980; vgl. dazu auch den Bericht von Léon Abramowicz: *Multiple mémoire d'un peuple dispersé: le musée de la Diaspora juive de Tel-Aviv*. In: *Quels Musées pour quelles Fins aujourd'hui? Seminaires de l'Ecole du Louvre*, Paris 1983, S. 61–74.

12 Im Museumsbericht vom Juli 1986 (siehe Anm. 4) kann der Minister für Wissenschaft und Kunst das Land Baden-Württemberg immerhin als «museumsreichstes Land der Bundesrepublik» loben; tatsächlich weist die Museumsstatistik im Berichtsjahr immerhin 866 Museen und Sammlungen auf.

13 Auch dies die These und der Titel eines Buchs, in dem Hartmut von Hentig gegen die Medialisierung in Schule und Unterricht Stellung bezieht (München 1984).